Die Grausamkeiten gegen deutsche Kriegsgefangene.

Eidliche Aussagen Zurückgekehrter.

(Hamburger Fremdenblatt.)

Nach langem Widerstreben müssen jetzt auch die Franzosen darein willigen, an die Herausgabe der deutschen Kriegsgefangenen zu gehen. Daß sie solange dem sich widersetzt haben, das mag nächst der französischen Lust an Grausamkeit zurückzuführen sein auf das schlechte Gewissen, das die Franzosen haben müssen. Was wir aus vereinzelten, durch Glückszufälle der feindlichen Zensur durchgeschlüpfte Berichte schon erfahren hatten, das wird jetzt erst in seinem vollen Umfange bestätigt durch eingehende und eidlich erhärtete Aussagen der der französischen Brutalität entronnenen Deutschen.

Aus dem Durchgangslager Gießen gehen uns unter anderem die folgenden, mit aller Sorgfalt protokollierten und beschworenen Mitteilungen zu über die unmenschliche Behandlung unserer wehrlosen Gefangenen, die — was für die feige Bosheit der grausamen Peiniger höchst bezeichnend ist — nach dem Waffenstillstand und nach der Herausgabe der Gefangenen aus Deutschland noch viel schlimmer geworden war. Denn jetzt konnte Deutschland keine Vergeltung mehr üben. Das edelmütige Ausland jedoch, das gegen deutsche Vergeltungsmaßregeln während des ganzen Kriegsverlaufs so laut geeifert hatte, weil sie angeblich den Haß vertieften, das schwieg jetzt — von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen — still und ließ die Menschheitsschande in Frankreich geschehen. Wir erheben gegen die vor der Macht sich duckenden Neutralen keine Vorwürfe deshalb; wir stellen nur die Tatsache fest, um den deutschen Volksgenossen, die sich während des Krieges über die Meinung des Auslandes so viel Kummer gemacht haben, ein Urteil über den wahren Wert der Meinung dieser von Menschlichkeitsforderungen überfließenden Leute zu ermöglichen. Ihr Mitgefühl wird nur dem Mächtigen zuteil. Wer sich selbst zu helfen weiß, der ist auch der moralischen Unterstützung der Zuschauer sicher. Wer von diesen jedoch nach anderem Maße messen und als wirklich freier und selbständig denkender Mensch über die Verteilung von Recht und Unrecht in diesem Völkerringen und über den Wert der auf beiden Seiten zutage getretenen Gesinnung zu urteilen den ehrlichen Willen hat, dem legen wir hier aus der Fülle des Anklagestoffes einige Proben vor:

Der aus französischer Gefangenschaft entflohene Füsilier Stephan Kutzkowski, Res.-Inft.-Regt. 90, 11. Komp., geboren 1886 zu Pischowitz in Westpr., Kr. Berent, Beruf Schlosser, gibt an:

Am 12. September 1914 wurde ich bei Vitry-le-François durch ein Zuaven-Regiment gefangen genommen. Nach Aufenthalt in verschiedenen Lagern kam ich ins Lager des Cantonnements (Arbeitskommando) Les-Ensices bei Clermont. Dort war ich Zeuge, wie der deutsche Gefangene Schiwy, einem schlesischen Regiment angehörig, auf der Flucht von einem französischen Posten an der rechten Seite leicht angeschossen wurde (Streifschuß). Etwa 20 Minuten später wurde er von einem französischen Gendarm, dem sogen. Chef des Cantonnements, d. a. Arbeitskommando unserer Gefangenen, durch einen zweiten Schuß aus seinem Revolver (Kopfschuß von hinten) ermordet. Dieser Vorfall ereignete sich am Abend vor Ostern 1918.

Am 20. 8. 18 wurde ein deutscher Kriegsgefangener, gleichfalls einem schlesischen Regiment angehörig, mit Namen Szinoll oder so ähnlich, anscheinend slavischer Abstammung, aus der Gegend von Breslau, kurzerhand erschossen. Beim Mittagessen reklamierte er seine ihm zustehende Brotration, worauf ihn der Küchenunteroffizier höhnisch fragte, ob er noch mehr Wünsche habe. Szinoll antwortete, er bitte, daß er in ein anderes Lager-Depot zu leichterer Arbeit versetzt werde. Da sagte der betr. Küchenunteroffizier: „Attendez. Sie sollen tout de suite in ein anderes Depot kommen,“ zog seinen Revolver und schoß in unser aller Gegenwart auf etwa 5 bis 6 Meter den wehrlosen Mann mit einem Schuß (Herzschuß) nieder. Dieser Küchenunteroffizier war von einem Artillerie-Regiment aus Nordfrankreich und hieß Thoma. Der Vorfall ereignete sich auf dem Arbeitskommando Chateau-Rocher-Guide, bei Camberonde, im Departement Puy Dôme, Lagerkommandant war Leutnant Jauberi oder Joubert, welchem als Lagerkommandant auch dieses Arbeitskommando unterstand.

Ich bin bereit, meine Aussagen nötigen Falls eidlich zu erhärten.

gez. Stephan Kutzkowski.

Die Richtigkeit der Abschrift beglaubigt.
Abt.
Leutnant d. Ref. u. Gerichtsoffizier.

Der gleichfalls aus französischer Kriegsgefangenschaft entflohene Landsturmmann Georg Brandenburg, geb. 1888 zu Minden, R.-J.-R. 74, 8. Komp., während der Gefangenschaft Gef.-Komp. P. A. 334, [illegible]termeister, macht folgende Angaben:

Ich geriet am 18. August 1917 bei Höhe 304 leicht verwundet (Granatsplitter ins linke Handgelenk und in den rechten Unterschenkel) in Gefangenschaft weißer Franzosen. Als ich beim Rücktransport wegen meiner Verwundung nicht mehr recht laufen konnte und mich in einen Chausseegraben setzte, kam ein französischer Oberst, der mich sogleich mit „Ihr Mörderbande“ anschrie und dann mit dem uns transportierenden Gendarmen etwas sprach, was ich jedoch nicht verstehen konnte. Daraufhin knebelte der Gendarm meine rechte Hand mit einem Lederriemen, den er am Sattel seines Pferdes befestigte, so daß ich gezwungen war, neben dem trabenden Pferde herzulaufen. Nach etwa 20 Minuten brach ich zusammen, doch wurde ich selbst da nicht losgebunden, sondern wurde neben dem Pferde, da der Reiter jetzt Schritt gehen ließ, hergeschleift. Schließlich band er mich los und ließ mich am Chausseegraben sitzen, wo ich dann von einem vorbeifahrenden Kraftwagen aufgenommen und nach einem Lager (Name unbekannt) geschafft wurde. Erst abends erhielt ich wieder Nahrung.

Im Februar dieses Jahres beschlossen wir Gefangene, in zwei Kolonnen zu je drei Mann, — in meiner Kolonne befanden sich außer mir noch ein gewisser Dresen aus der Nähe von Duisburg und einer namens Matzke aus Osnabrück —, aus dem Gefangenenlager „Epinoy“ (ausgesprochen) auszureißen, weil wir ständig schlechtes Essen bekamen und von dem Lagerkommandanten, einem Leutnant Carrier oder Carrie (wenigstens wird sein Name so ausgesprochen), wegen jeder Kleinigkeit gleich mit der Reitpeitsche geschlagen wurden. Unser Fluchtversuch mißlang, wir wurden wieder gefaßt und nach genanntem Lager zurückgebracht. Wir wurden nun zunächst in den Keller des Bürgermeisteramts von „Epinoy“ gesperrt und dann zuerst von dem genannten Leutnant Carrier, sodann vom Ortsbürgermeister von „Epinoy“ und den Posten schwer mißhandelt, und zwar unter andern in der Weise, daß, nachdem wir wieder aus dem Keller herausgeholt worden waren, umgeben von fünf Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr, wir in aller Oeffentlichkeit und unter dem Beifall der umstehenden Dorfbewohner mit dicken Stöcken geschlagen wurden. Ich selbst hatte einen blutüberströmten Kopf; die Narbe ist heute noch zu sehen. Sodann wurden wir wieder bei der grimmigen Kälte — es war Februar — fast nackt in den Keller geworfen und erhielten am ersten und zweiten Tage überhaupt nichts zu essen. Am dritten Tage erschien gen. Leutnant Carrier und gab jedem eine ganz dünne Schnitte Brot. Am nächsten Tage erhielten wir wieder nichts usw.

Den drei Leuten von der vorhererwähnten anderen Kolonne ist es nach ihrem mißglückten Fluchtversuch noch schlechter ergangen. Sie wurden zunächst in die Wohnung des mehrgenannten Leutnants Carrier zurückgebracht, woselbst sich noch die Posten, die Sergeanten und der gen. Ortsbürgermeister von Epinoy einfanden. Sodann mußten sie sich dort vollständig nackt ausziehen, wurden von dem gen. Leutnant, den Sergeanten und den Posten mit über zwei Daumen dicken Stöcken schwer mißhandelt und, wenn sie auf dem Boden lagen, mit den mit Nägeln beschlagenen Kommißstiefeln getreten. Abends wurden alle sodann, also auch in dem kalten Februar, halb nackt in eine Jauchegrube gesteckt, die zwar gerade fast ausgepumpt war, bei der die Jauche jedoch andauernd nach- und zurückfloß, so daß sie während der Nacht fortgesetzt die Jauche ausschöpfen mußten, damit sie in der Jauche nicht ertranken. Zu diesem Zwecke schöpften sie abwechselnd mit einem kleinen Kübel, der ihnen von einem französischen Soldaten gegeben worden war, die ganze Nacht durch. Erst am Morgen wurden sie aus der Jauchegrube herausgenommen und in einen in unserer Nähe befindlichen Keller des Bürgermeisteramts gesteckt. Ab und zu kam dort der Verpflegungssoldat hinein, der zugleich Bursche bei dem gen. Leutnant Carrier war, und brachte ein Stück Brot. Bei dieser Gelegenheit wurden die drei Leute — es waren dies: Brandt, Sohn eines Pastors, Altmann, Schuhfabrikant aus der Gegend von Breslau, und ein Unteroffizier namens Krumno aus der Gegend von Essen — jedesmal geohrfeigt, weil sie nicht schnell genug vor dem Burschen aufstanden, insbesondere gen. Brandt, der dann vorher erst jedesmal seine Brille abnehmen mußte. Auf diese Weise mußten wir 15 Tage und die drei zuletzt genannten Gefangenen 20 Tage in dem Keller zubringen.

Ein andermal hatte einer von unseren Kameraden einem Mitgefangenen etwas weggenommen; er wurde zur Strafe dafür von dem gen. Leutnant Carrier in den „Prison“ (Gefängnis), der ungefähr 19 Stufen tief lag, hinabgestoßen. Nachdem er mehrere Tage dort gelegen, fand man ihn eines Morgens mit Blut aus dem Munde lang auf dem Boden liegen. Ich nehme an, daß der Leutnant jeden Tag hinunterging, um ihn zu schlagen. Er wurde sodann auf eine Bahre gelegt, um ins Lazarett geschafft zu werden. Wie in der Kompagnie bekannt wurde, ist er dort gleich am andern Tage gestorben.

Im April dieses Jahres wurden wir Gefangene sodann von gen. Lager Epinoy nach dem Lager von Frémicourt, 3 Kilometer von Bapaume entfernt, verlegt.

Vor ungefähr zwei Monaten hatte ein Mann, ebenfalls von meiner Komp. 334 [illegible] Komp. im Lager von Frémicourt [illegible] zum Appell etwa 5 Minuten [illegible]. Zur Strafe dafür mußte er auf Anordnung des französischen Postens Blindgänger suchen und dieselben sämtlich in Granatlöcher werfen. Wegen der damit verbundenen Lebensgefahr wollte der Gefangene die Blindgänger zunächst aber nur an den Rand der Granatlöcher legen. Der Posten aber zwang ihn, dieselben in die Granatlöcher zu werfen. Bei dieser Gelegenheit explodierte dann auch, wie ja vorauszusehen war, einer der Blindgänger und ein Splitter traf den Gefangenen direkt vor die Stirn, so daß das Blut spritzte und er sofort tot hinstürzte. Als er nun weggetragen wurde, faßte der betr. französische Posten mit an und renommierte höhnisch am folgenden Tage vor uns und seinen Kameraden, indem er sie fragte: Ob sie mal „Boche-Blut“ sehen wollten, er habe Boche-Blut am Aermel.

So haben diese Unmenschen uns wehrlose Gefangene, und dazu noch nach Abschluß des Waffenstillstandes und Rückgabe ihrer eigenen Kriegsgefangenen, behandelt und ihren Hohn mit uns getrieben.

Das Essen im französischen Lager war derart schlecht, daß wiederholt Leute von uns infolge Schwäche auf dem Felde liegen geblieben sind. Einmal haben sogar die Engländer an das Lager telephoniert, sie hätten von uns die und die Gefangenen gefunden, und zwar in einem derart jämmerlichen Zustande, daß sie die Gefangenen den Franzosen nicht mehr herausgeben würden.

Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin bereit, die Richtigkeit meiner Angaben jederzeit zu beschwören. Meine Mitgefangenen, wenn sie aus der Gefangenschaft zurückkehren sollten, werden die Wahrheit meiner Angaben bestätigen können.

Ich hoffe, daß die deutschen Behörden diesen meinen Angaben nachgehen und dafür sorgen werden, daß die genannten französischen Bestien und Menschenschinder zur Rechenschaft gezogen werden.

gez. Georg Brandenburg.

Für die Richtigkeit der Abschrift
gez. Abt,
Leutn. d. Ref. u. Gerichtsoffizier.

Für ein freies Kroatien.

Von **Karl Lahm.**

(Vossische Zeitung.)

In nächster Zeit wird ein kroatischer Auswandererausschuß mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit treten und ein selbständiges Kroatien fordern. Bisher kamen nur vereinzelt Nachrichten über die streng abgesperrte südslawische Grenze, aus denen hervorging, daß eine verfehlte Belgrader Politik der jugoslawischen Begeisterung ein frühzeitiges Ende bereitet habe und daß die blutsverwandten, aber doch recht wesensfremden Völker, die im November 1918 unter dem Zepter der Karageorgiewitsch vereinigt wurden, auseinanderstrebten. Den Meldungen, daß es schon an vielen Orten zu schweren Zusammenstößen zwischen Kroaten und Serben gekommen sei, hat man in Wien keine zu übermäßige Bedeutung beimessen wollen: es konnten Tatarennachrichten sein, zur Irreführung bestimmt.

Heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Groß-Serbien eine Irredenta im eigenen Lager hat. Angesehene Kroaten, alte Parteiführer und junge Patrioten, sind unter vielen Schwierigkeiten über die Grenze geflüchtet und wollen Klage erheben über die Gewalttätigkeit, unter der ihr Volk zu leiden hat. Sie wollen von Wien und der Schweiz aus die Welt über die Zustände in ihrer Heimat aufklären und verlangen, daß eine eigene kroatische Abordnung in Paris gehört wird. Die Franzosen haben selbst ein Interesse daran, über die schlechte Politik aufgeklärt zu werden, die in Belgrad, teils in ihrem Namen, gemacht wird. Handelt es sich nur um solche Kroaten, die man als Altösterreicher bezeichnen könnte — und solcher gibt es viele —, so würden wir uns hier nicht mit dieser stark einsetzenden Selbständigkeitsbewegung beschäftigen. Der Auswandererausschuß betreibt, ganz offensichtlich gestützt auf große Bevölkerungsteile, die Ausrufung einer völlig unabhängigen kroatischen Republik, deren frei gewählte Vertretung nach eigenem Willen über die Beziehungen zu den Nachbarstaaten beschließen soll.

Die Mitglieder des Ausschusses gehören meist den kroatischen Volksparteien an, die im Belgrader Zentralparlament, das nur durch Ernennungen, nicht durch Wahlen, gebildet wurde, überhaupt nicht vertreten sind. Von ihnen erhielt ich eingehenden Bericht über die Lage. Einige haben sich aus den Gefängnissen flüchten müssen, wo man sie ohne öffentliche Anklage seit Monaten festhielt. Ihren Bericht habe ich nachgeprüft. Da die Wiener Ententevertreter Nachrichten gleichen Inhalts erhalten haben und jüngst von Paris aus ein etwas anderer Ton gegen Belgrad angeschlagen wurde, braucht an der Richtigkeit der Nachrichten nicht gezweifelt zu werden.

In den Wochen des österreichisch-ungarischen Zusammenbruchs hatte man in Wien die kroatische „Untreue“ am schmerzlichsten empfunden. Und sie war doch so erklärlich: aus dem Haß gegen Ungarn! Weiterle hatte das kaiserliche Manifest vom 16. Oktober durchgesetzt, eine der letzten und dümmsten Verzweiflungstaten des letzten Habsburgers. Kroaten und Slowenen in Oesterreich wurde die Vereinigung zugestanden, während den Kroaten in Ungarn, in Bosnien und der Herzegowina zugemutet wurde, draußen zu bleiben. Bald darauf wurde in Genf zwischen kroatischen und serbischen Führern verhandelt, dann in Belgrad in Gegenwart eines französischen Generals der Zusammenschluß angenommen und im kroatischen Landtag von Pribitschewitsch die Vereinigung aller Südslawen von Kärnten bis Saloniki ausgerufen. Mit Paschitsch und Koraschetsch wurde eine Regierung gebildet, die Regentschaft Alexanders anerkannt, und der „S.-H.-S.“-Staat entstand, das Reich der Serben, Kroaten und Slowenen (Srba, Hrvata, Slovenaca). Damals schwiegen jene zahlreichen Kroaten und Slowenen, die vorausempfanden, daß ein Groß-Serbien, nicht aber ein Jugoslawien, entstehen würde. Erstens waren die serbischen Truppen eingerückt, zweitens ließ man sich einreden, im Verbande mit den Serben werde man einen sehr günstigen Frieden erhalten, während sonst, wegen der anerkannten Tapferkeit der k. k. kroatischen Truppen, schwerste Bedingungen zu erwarten seien, und drittens fürchtete man von Italien große Angliederungsgelüste.

Trotz der einseitigen Zusammensetzung des Belgrader Zentralparlaments kam es bald zu Reibungen. Ministerpräsident Paschitsch, der groß-serbisch regierte, mußte Protitsch Platz machen, der unter den Schlagworten: „Keine Autonomie, politische Zentralgewalt, regionale Verwaltung“ jugoslawische Politik zu machen versprach. Abgesehen von den nationalen Schwierigkeiten waren solche der serbischen Parteizersplitterung zu überwinden, insbesondere die immer stärkeren republikanischen Regungen. Protitsch warf der von Lerkowitsch, Surmin und Siwtschewitsch geführten kroatischen Opposition vor, ihre plötzliche Bekehrung von der Kaisertreue zum Republikanertum verdecke nur ihre Selbständigkeitsbestrebungen. Nach allerlei Teilkrisen ist dann das ganze Kabinett Protitsch Ende Juli zurückgetreten. Daß man von der Möglichkeit sprach, Dr. Trumbitsch könnte berufen werden, war bezeichnend. In Paris hat das südslawische Komitee, bestehend aus Trumbitsch, Smodlaka und P..tschnjak, für eine Kantonverfassung mit weitgehender Verwaltungsautonomie gearbeitet, was der bei der Friedenskonferenz zu viel gehörte Paschitsch zu hintertreiben wußte. Aber die Ernennung eines kroatischen Ministerpräsidenten in Belgrad müßte der ganzen bis jetzt befolgten Serbisierungspolitik ein Ende machen, und so bevorzugen die Karageorgiewitsch eine andere Lösung.

Ninitschitsch, der Finanzminister, der auch weiter das Ruder behält, erklärte noch unlängst, den Kroaten und Slowenen müsse „wie mit einem Seziermesser“ alles „Deutschtum“ weggeschnitten werden, das ihnen noch von Altösterreich her anhafte. Der deutsche und der deutsch-österreichische Handel und die Industrie werden durch die Schürung des Deutschenhasses, die auch in Kroatien systematisch betrieben wird, bekämpft. Dabei soll man in Belgrad die französische Mitwirkung haben — ohne daß der mindeste Vorteil für die Franzosen dabei herausspringt! Denn nicht etwa französische Unternehmungen erobern den Platz der vertriebenen Deutschen (und auch nicht den der ebenso befehdeten Italiener), sondern die Angelsachsen machen sich breit! Diese nehmen Wasserfälle, Holzbestände, erforschen die Maschinenbedürfnisse, während bisher die französischen Sendboten sich nur für eine Bankgründung und für ganz vereinzelte Spekulationen interessiert haben sollen. Einer meiner kroatischen Gewährsmänner sagte: „Wenn die Franzosen klug wären, würden sie sich gerade der gut eingesessenen deutschen Industriellen oder Kaufleute bedienen, um mit ihnen gemeinsam die Geschäfte zu betreiben, die sie allein nicht zustande bringen können.“ Sie haben nichts davon, daß das deutsche und deutsch-österreichische Privatgut liquidiert und die deutschen Maschinen demontiert und nach Belgrad gebracht werden, wobei den Kroaten und Slowenen, die beteiligt sind, für später eine fragwürdige Entschädigung in Aussicht gestellt wird. Alteingesessene deutsche Familien, solche, die schon seit vierzig Jahren im Lande weilen, werden zur Empörung der kroatischen Mitbürger von serbischen Militärs ausgewiesen. Dabei sitzt es tief im kroatischen Verständnis, daß die wirtschaftlichen Zusammenhänge mit dem Deutschtum gar nicht zerrissen werden können, ohne das Südslawentum schwer zu schädigen. Wohin sollen denn die Feld- und Walderzeugnisse gehen? Sie bildeten das Austauschobjekt für die deutsche industrielle Einfuhr; der Agramer und Laibacher Markt war ausschließlich deutsch. Landwirtschaftliche Maschinen wird man nicht aus Frankreich bekommen. Und wie soll man angelsächsische bezahlen?

Nur mit Gewalt läßt sich diese serbische Politik durchführen. Fünf Sechstel der kroatischen Oppositionsleitung sitzen im Gefängnis, über hundert Generale und Offiziere! Der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Frank war drei Monate lang eingekerkert. So verfügt die anschwellende kroatische Irredenta über keine Organisation; aber um so entschlossener wird sie zum Kampf auf Leben und Tod. Sie nennen sich jetzt wieder zuweilen „kroatische Deutsche“ — durch Druck erzielt man das Gegenteil! Immer neigten sie nach dem Westen hin, während die Serben orientalische Slawen sind, von Byzanz und den Türken ihr Gepräge erhielten. Der Sprachunterschied mit den Kroaten ist wohl nicht groß; letztere sind aber kulturell um mehr als ein Jahrhundert voraus, haben dafür jedoch nicht die serbische Energie. In Belgrad verfolgt man das Ziel, zuerst diese Brüder zu serbisieren, dann die sprachlich ferneren Bulgaren. Den kroatischen Katholizismus hofft man auch der „serbischen Religion“ (griechisch-katholisch) unterzuordnen, verlockt schon die jüngere Geistlichkeit mit Heirats- und Barterlaubnis. Aber der kroatische Bauer ist konservativ — nicht umsonst sitzt auch Raditsch, der Führer der Bauernpartei, seit Monaten im Gefängnis! Ein schönes Bruderregiment!

Hinzu kommt, daß Serbien im Kriege wirtschaftlich zugrunde gerichtet wurde, während Kroatien ziemlich verschont blieb, sogar durch ganz vernünftige Politik seinen Reichtum vermehrte. Seine Wälder waren seit fünf Jahren nicht ausgeholzt worden, sein Viehstand hatte zahlenmäßig um 50 v. H., qualitativ um 300 v. H. zugenommen, da es im Kriege alles verkaufen konnte und immer das Schlechteste abstieß, das Gute aber behielt. Serbien trachtet jetzt, diesen Reichtum an sich zu bringen. Was Deutschland und Deutsch-Oesterreich im Friedensvertrag angedroht wurde, die Wegnahme von 100,000 Milchkühen, haben die Serben in Kroatien schon praktisch durchgeführt. Vieh und Material wird beschlagnahmt. So wurden Lederbestände im Werte von 70 Millionen „requiriert“, um dann zum Teil mit Wucheraufschlag an Kroaten zurückverkauft zu werden. In Agram wurden aus den Privatwohnungen die Fernsprecher weggenommen. Rechtssicherheit besteht nicht mehr. Die erzwungene Umrechnung von 5 Kronen in 1 Dinar bedeutete auch bei dem Verhältnis des Dinars zum Franken (etwa 60 zu 100) einen harten Schlag.

„Wenn wir nicht unser Recht auf Selbstbestimmung finden,“ sagte mir einer der kroatischen Auswanderer, „sind wir zur Durchführung eines Verzweiflungskampfes entschlossen. Ein Volk von 4 Millionen läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Die 5 bis 6 Millionen Serben wollen 15 bis 20 Millionen Menschen beherrschen, darunter Albaner, Deutsche, Ungarn, Rumänen und Italiener. 5 Millionen Bewohner des heutigen S.-H.-S.-Staates haben im Parlament keinen Vertreter. Die sogenannten Abgeordneten Kroatiens wurden unter Ausschluß der Volks- und Bauernparteien, die 90 v. H. ausmachen, ernannt. Die verzweifelte Stimmung kommt überall in ganz unorganisierten Aufständen, vorläufig noch lokaler Natur, aber unter Beteiligung von Militär und Bürgern, zum Ausdruck. In erster Linie richten sich die Aufstände gegen die Verwaltung, die in beschleunigtem Tempo serbisieren will unter reichlicher Anwendung der Prügelstrafe, die sich schon so eingebürgert hat, daß trotz ihrer Ungesetzlichkeit, trotz der Interpellation im Zentralparlament, nichts dagegen zu machen ist. Der Polizeiminister antwortete nur, eine Untersuchung werde eingeleitet, es handle sich um Uebergriffe militärischer Behörden. Der politische Einfluß des serbischen Offizierskorps ist heute noch weitaus größer als zur Zeit der „Vertreibung“ der Obrenowitsch. Bei allen größeren Staatshandlungen merkt man seinen Einfluß. Die Neigung der Orientalen, alles mit Gewalt durchzusetzen, kennzeichnet die Maßnahmen zur Serbisierung des kroatischen Elements, die man sämtlich bis zum serbischen Armeeoberkommando zurückverfolgen kann. Dabei sagen die Militärs, wenn requiriert wird: „Kroatien gilt noch als okkupiertes Land.“ Und wenn rekrutiert wird, heißt es: „Kroatien muß als freies Land seine Soldaten zur gemeinsamen Armee stellen!“

Bei der Rekrutierung hatte sich in Kroatien kein Mensch gemeldet. Es folgte die Drohung: wer sich nicht melde, erhalte zehn Jahre Kerker. Es meldete sich wiederum niemand. Da wurde das Land mit Patrouillen und Gendarmen überschwemmt, die Väter, Mütter oder Schwestern der ins Gebirge geflüchteten Dienstpflichtigen verhafteten und oft prügelten, bis die Ausreißer sich stellten. Die Bauern kamen zu Hunderten nach Agram zur französischen Mission, um dort, als vor der letzten Instanz, ihre Beschwerden vorzubringen. Sie wurden meist von dem serbischen Militär abgefangen, oder aber ihre Klagen wurden falsch übersetzt. „Man ist schutzlos!“ erklärte mir ein kroatischer Flüchtling. „Sie glauben gar nicht, welche Rolle jetzt bei uns das Prügeln spielt!“

Diese Klagen, die von beauftragten Männern mit angesehenen Namen vor die Oeffentlichkeit getragen werden sollen, müssen Gehör finden. Sie sollten, wie gesagt, vor allem in Paris gehört werden. Denn je gewaltsamer den Kroaten ihre Sympathien für die Deutschen, an deren Seite sie gekämpft haben, ausgetrieben werden sollen, je gründlicher drängt man sie ab von Belgrad und zum alten Oesterreich. Vorläufig wollen sie nur ihre Selbständigkeit und gute Beziehungen mit allen Nachbarn, vor allem auch mit den Serben. Morgen könnten sie aus Empörung soweit sein, daß sie jegliche Hilfe, von wo sie käme, aus Italien oder sonstwo, annähmen, um sich vom Großserbentum loszureißen, wenn es sein müßte auch mit bewaffneter Hand. Künstlich wird am Balkan eine neue Brandstätte geschaffen! Und so treibt man immer weiter ab vom Selbstbestimmungsrecht und Völkerbund!

Prof. Binswangers Rücktritt. Zu Prof. Binswangers Rücktritt von der außerordentlichen Professur der Psychiatrie und der Direktion der psychiatrischen Klinik der Universität Jena wird berichtet: Von Binswanger erschienen 1904 die Lehrbücher der Neurasthenie, der Epilepsie (2. Auflage 1914), der Hysterie (2. Auflage in Vorbereitung) und schließlich das mit hervorragenden Fachgenossen zusammen bearbeitete, sehr verbreitete Lehrbuch der Psychiatrie (5. Auflage 1915). Von den in den letzten Jahren in Fachzeitschriften veröffentlichten Abhandlungen seien aus neuester Zeit hervorgehoben die hysterosomatischen Störungen der Kriegshysterie (1915) und die Beiträge zur normalen und pathologischen Anatomie der Hirnarterien (gemeinsam mit Prof. Dr. J. Schaxel in Jena, 1918). Am 1. Oktober siedelt Prof. Binswanger, der auch im Ruhestande noch wissenschaftlich tätig zu sein hofft, in seine thurgauische Heimat über.

Verschnappt.

Gendarme: „Was kratz'l Du Dich denn immer? Hast D' am End' Flöh'?“

Lump: „Ka Spur — der Staub beißt mich so ... die Luder!“

Zeitgemäß.

Commis: „Haben Sie es schon gehört, Herr Prinzipal, der August Schliffel hat Bankerott gemacht?!“ — Prinzipal: „Nun, da kriegen wir doch wenigstens einige Prozent'! Hätt' er keinen gemacht, hätten mer gar nichts von ihm bekommen!“

Wiedersehen mit Ischl.

Eine Esplanade-Elegie. Von **Ludwig Hirschfeld.**

(Wiener Neue Freie Presse.)

So greisenhaft ist mir schon lang nicht zu Mut gewesen: wie konnt' ich einst so tapfer schmälen.... Mit was für einer zufriedenen Entrüstung bin ich hier immer spaziert, selig, alles das beisammen zu finden, was ich nicht mag und was mir auf die Nerven geht. Und nun bin ich nach einer kleinen Unterbrechung, die bloß von der großen Zeit ausgefüllt war, wieder einen halben Tag lang in Ischl gewesen und habe meine liebsten Aergernisse nicht mehr vorgefunden und mit Reue und Beschämung erkannt, daß gerade das, was einen irritiert, zum vollständigen Behagen gehört und daß am unentbehrlichsten ist, worüber man schimpfen kann. Wo sind die Zeiten, in denen ich junger reiner Tor den längs der Esplanade merklich unwillig murmelnden Fluß, für die Leitha hielt, weil auf dem einen Ufer fast ausschließlich Ungarisch gesprochen wurde und Ischl als den einzigen Ort Oesterreich-Ungarns rühmen konnte, wo man nichts vom leidigen Streit der Nationalitäten spürt, weil zum Streiten Zwei gehören.... Und mit was für großen Erwartungen habe ich mich immer in das Mittagsgewühl auf der Esplanade gestürzt, in das Gedränge der Lieblinge und Mimen, mit welcher Ehrfurcht habe ich zu den Theaterdirektoren, Komponisten und Librettisten aufgeblickt und wie heftig war mein Entzücken beim Anblick der diversen fetten, mageren, schielenden und bezwickerten Dirndln. Aufgehorcht habe ich, wenn hier die letzten Kalauer, Anekdoten, Theater-, Ehe- und Börsennachrichten kolportiert wurden oder gar bedeutsame Ischler Neuigkeiten: der Lehar wird dick, die Niese ist ganz abgebrannt.... Vorbei, alles vorbei. Das alte bewährte Zugstück, Esplanade genannt, ist endgültig vom Sommerrepertoire abgesetzt, das Ensemble hat sich aufgelöst, und was es jetzt hier noch zu sehen gibt, ist kaum der üblen Nachrede wert. Wie konnt' ich einst so tapfer schmälen....

Viele sind berufen, nach Ischl zu gehen, aber wenige wurden heuer von Amts wegen auserwählt. Um eine Aufenthaltsbewilligung für längere Zeit zu bekommen, mußte man den Nachweis erbringen, hier eine Villa oder in Wien mindestens ein Theater zu besitzen. Auch alte Stammgäste wurden zugelassen, treue anhängliche Dyspeptiker, von denen keine kulinarischen Ausschreitungen gegen die einheimische Bevölkerung zu befürchten waren. Außerdem noch gerade so viele Theaterleute, als nötig sind, um den Charakter des Landschaftsbildes zu wahren. Denn die Hügel und Berge haben hier bekanntlich nur die malerische Aufgabe einer Dekoration, einer grünen Kulisse, und bloß der „Schranken“ fehlt....

Die sachverständigen alten Stammgäste haben immer behauptet, daß ein leeres, stilles Ischl am schönsten ist und daß man dann erst den Reiz des Ortes und der Gegend spürt. Das mag ja sein, aber wer mit veralteten Ischler Begriffen und Erwartungen hierher kommt, um etwas zu sehen und zu hören, auf den wirkt die Stille und Unbeliebtheit ungemein bedrückend. Ueberall die Ankündigungen: „Zu vermieten“, gesperrte Läden, das Theater geschlossen, die Esplanade gähnend leer wie eine abgespielte Operette, bei der nicht einmal mehr die Freikarten anzubringen sind. Niemand genießt das sonstige Ischler Grün, nämlich das der Spieltische im Tarockgarten des Café Walter, bloß zwei ältere Politiker von gestern spielen im Kiosk drin anscheinend „Strohmandl“ und gedenken wehmütig der Zeiten, wo vier Könige auf einmal keine Seltenheit in Ischl waren.... An den Tischen unter den Bäumen sitzen vereinzelt nachdenkliche Junker, in alpine Träumereien versunken: wär' ich nur bei 600 hineingestiegen....

Der ganze Mittagszauber der Esplanade ist flöten gegangen, sogar die Kurmusik. Die Luft ist rein, keine sensationelle Toilette, keine kostspielige Schauspielerin wirbelt hier Staub auf, und nicht einmal Dirndl gibt es mehr. Wo sind sie alle hingeraten, die noch vor einigen Jahren mein entsetztes Auge erfreut haben? Wahrscheinlich haben diese jungen Mädchen unterdessen geheiratet, sind Mütter geworden, vielleicht sogar Großmütter. Nur sehr bescheidene Korsoreste sind übriggeblieben, Herren in lichten Hosen und Gürtelröcken, die meisten demonstrativ barhäuptig, vermutlich um zu zeigen, daß sie keine Butter auf dem Kopfe haben. Sehr wenig Ischler Typen, sehr wenig Interessantes: ein gut genährter Tenor, der seinen Hals spazieren führt, ein überlebensgroßer Gamsbart und darunter ein Operettenliebling, der in Ermangelung von Publikum die Sessel, Bänke und Bäume siegesgewiß und beifallheischend ansieht. Im Laufe von zehn Minuten wird man zwölfmal auf ein Paar aufmerksam gemacht, das seit Jahren geschieden und getrennt ist und hier jeden Sommer in glücklichster Scheidung lebt. Das ist so ein ganz netter Einakterstoff, aber davon kann man doch nicht einen ganzen Ischler Sommer zehren. Beim Esplanadephotographen macht man schließlich Halt und Kehrt. Die Requisiten sind noch alle da: das Luftschiff, die hölzerne Kuh, die Sennhüte, aber niemandem fällt es mehr ein, sich in kühnen und agrarischen Posen aufnehmen zu lassen. Nur im Schaufenster sind noch diverse Herren im Luftschiff zu sehen, die sich wahrscheinlich jetzt mit ganz anderen rentablen Luftgeschäften befassen, ferner melkende Garnagenten und ein Bua aus der Textilbranche, der zu seinem Diandl mit einem begreiflichen Entsetzen aufblickt.

Das erfreulichste ist noch die Mittagsrast in dem großen erstklassigen Hotel. Es hat freilich stark an Bedeutung verloren, seitdem es nicht mehr dem stürmischen Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn als Absteigquartier dient. Das kleine Bankl neben dem Eingang ist sozusagen das letzte Ueberbleibsel der Monarchie, denn hier sind die größten Würdenträger, Politiker und Irrtümer gesessen. Jetzt sitzen hier einige alte Stammgäste, darunter ein Operettendirektor, der unter freiem Himmel leidenschaftlich predigt und vorübergehende Autoren ohne Unterschied ihrer kritischen Ueberzeugung umarmt. Er spricht weise Worte, man kann schon sagen, goldene Worte: jede Operette ist bei der Premiere fad, aber nach zehn Jahren sagt man immer: wie lustig war die Operette — offenbar eine schonende Vorbereitung auf die kommende Saison.... Drin im Speisesaale waltet noch immer der Herr Meister, der Ober, seines Amtes als wohlwollender und abgeklärter Zeremonienmeister. An denselben Tischen sitzen noch immer dieselben Menschen, die letzten von Ischl, die hier ausharren, koste es, was es wolle — und es kostet jede Woche mehr. Dafür ist es aber auch der einzige Ort, wo man noch ein wirkliches Wiener Rindfleisch bekommt, das mürbste Roastbeef seit dem Ausbruch des zähen Weltkrieges.

Dann noch die obligate Nachkur in der großen Konditorei, wo man sich durch Eierschaum und Eiscreme so lange ißt, bis man auf etliche Bekannte trifft: auf einige sehr gut aufgelegte und folglich sehr rosige Frauen, einen Herrn, der sich in Ischl beim Angehen von den Wiener Pokerstrapazen erholt, und einen Librettisten, der in seiner Aelplertracht wie ein verwegener Schmuggler aussieht und dem man es ohne weiteres zutraut, daß er die besten Einfälle des Auslandes schwärzt. Zum Abschluß auf einen Sprung ins Café Ramsauer, die berühmte Ischler Theaterbörse. Aber auf eine solche Baisse und Lustlosigkeit war ich doch nicht gefaßt. Weit und breit kein bedeutendes glattrasiertes Gesicht, keiner, der etwas vermittelt oder weiß, Prozente nimmt oder kauft. Vor lauter Ueberraschung trinke ich drei Milchkaffees, werde dabei immer trübsinniger und alte Ischler Zeiten steigen herauf. Als hier noch der Girardi seine Karambolepartie und seine Spaßetteln machte, umgeben von einem Bewundererchor. Oder wenn er draußen auf dem Platz vor dem Hotel Post stand, schlank, fesch, braun und mit seiner unvergleichlich echten, falschen Betonung und Aussprache ein Sprechkuplet zum besten gab: Heut' nachmittag fahr i mitn Radl nach Weissenbach, dann übern Söh nach Onteraach.... Das wäre das einzige Wiedersehen in Ischl gewesen, das mich erfreut und erheitert hätte, und von all dem Gestrigen, das es nicht mehr gibt, vermisse ich nichts so schmerzlich wie ihn, den einzigen, den Unersetzlichen. Was ist denn ein Ischl ohne Girardi? Ein Wien ohne Stephansturm, eine Anekdote ohne Pointe, eine abgesagte Vorstellung.... Fräulein, zahlen! Ich hab' nur drei Kaffee gehabt, sonst gar nichts: keinen Eindruck, keinen neuen Scherz, keine Anekdote, keinen Tip und keinen Klatsch, nicht einmal ein bißchen Aerger und Entrüstung, und das ist doch das Minimum, was man von einem Ischler Spaziergang verlangen kann. Und in einer gedrückten Stimmung verlasse ich diesen Ort, so ernst, so trübsinnig, wie ich es noch bei keiner in Ischl entstandenen Operette gewesen bin....

Das Rätsel des Polyphem.

Homers unsterbliches Märchen vom einäugigen Riesen, dessen plumpe Grausamkeit zuletzt von dem erfindungsreichen Seefahrer überlistet wird, hat schon zahlreiche Deutungsversuche herausgefordert, und selbst die Vermutung ist ausgesprochen worden, daß man in Polyphem einen Gorilla zu erkennen habe! Auf eine Spur, die vielleicht zur richtigen Deutung des Rätsels des Polyphem führen dürfte, weist der Wiener Professor Dr. Othenio Abel in seinen Untersuchungen über die „Reste fossiler Tiere im Volksglauben und in der Sage“ hin, die er in den bei Julius Springer in Berlin erscheinenden „Naturwissenschaften“ veröffentlicht hat. Nach Abel dürfte der Kern der Polyphemsage aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Funde von Zwergelefantenschädeln in sizilianischen Knochenhöhlen zu erblicken sein. In den unweit des Meeresstrandes gelegenen Höhlen der Gegend von Messina und anderen Stellen Siziliens, z. B. bei Palermo und Trapani, sind zahlreiche Reste von Zwergelefanten gefunden worden, die der Plistozänzeit angehören, und schon der griechische Philosoph Empedokles (492—432 v. Chr.) hat über solche Funde berichtet, die er für Reste eines erloschenen Titanengeschlechts hielt.

Betrachtet man nun einen solchen Elefantenschädel von vorn, so fällt vor allem die querstehende, brillenförmig umgrenzte Nasenöffnung unter der Stirn auf, also an der Stelle, wo der Mensch die Augenhöhlen trägt. Der Elefant war dem Seefahrer der odysseischen Zeit, also den homerischen Helden der mykenischen Kulturepoche, jedenfalls gänzlich unbekannt, und kein anderes ihnen bekannte Tier zeigte auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Schädel eines Elefanten. So konnte der erste Entdecker eines solchen Schädels mit dem riesigen Loche quer unter der Stirn zu der Vorstellung eines einäugigen Ungetüms gelangen. Die erste Kunde von diesen Ungetümen brachten vermutlich Seefahrer in die Heimat die in den Strandhöhlen Siziliens Schutz vor Unwetter gesucht hatten, und dann mögen wohl spätere Zutaten der Volkssage aus diesen Berichten nach und nach den lebendigen Riesen und das seine Bekämpfung schildernde Märchen herausgesponnen haben. Aehnliche Vorgänge lassen sich auch an Funden vorzeitiger Tiere auf dem Boden Deutschlands im Mittelalter und in noch späterer Zeit nachweisen.

Verpaßte Gelegenheit.

„Was sind Sie von Beruf?“

„Feuerfresser.“

„Ach,“ da hätten Sie sich neulich mal ordentlich satt essen können bei mir; ich hatt' nämlich 'n Dachstuhlbrand!“